

# Illustrirtes Sonntags-Blatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

N. 6. 1887.

Sein Glück.

Novelle

von

E. Merk.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Du bist verheirathet? Du, Erich!“ hatte der Professor dann ausgerufen. „Ja, ich hätte es denken sollen! Ich brauche auch gar nicht zu fragen, ob Du glücklich bist, denn aus Deinem ganz veränderten Wesen, Deinen sonnigen heiteren Augen, Deinen lebensfrohen, menschenfreundlichen Worten blickt mir ein so anderer Mensch entgegen, als der finstere Grillensänger von damals, daß ich mich die ganze Zeit über die seltsamen Sprünge des Schicksals wundere, welche die lustigen Kameraden in frühzeitig gealterte, nüchterne Philister verwandelt hat und dagegen Dir mit Deinen dreißig Jahren eine Frische verleiht, die dem Studenten fehlte. Natürlich komme ich bald, Erich, hin ich doch unendlich neugierig, die Frau kennen zu lernen, die einen solchen Schwarzseher zu bessern vermochte; vielleicht lasse ich mich von Euch und Eurem guten Beispiel auch noch zur Ehe bekehren.“

Professor Langhausen kam in der That sehr bald — am nächsten Morgen schon; unverhohlene Ueberraschung, fast erschrockenes Staunen waren auf seinem offenen Gesichte zu lesen, als die Frau seines Freundes ihm die Hand reichte. Erich hatte sonst stets mit freudigem Stolze die Wirkung beobachtet, welche die Erscheinung Mathildens auf Fremde ausübte, die Bewunderung des Professors ärgerte ihn. War's denn etwas so Seltsames, so ganz Unerhörtes, daß er eine schöne, stolze Frau besaß? Seit langer Zeit dachte er zum ersten Male wieder mit Bitterkeit an sein körperliches Gebrechen, welches in den Jahren des Glückes ganz den Stachel für ihn verloren hatte, und die Tags zuvor schon verährte empfindliche Seite in seinem Herzen vibrierte heftig. Seine Gattin empfing den Professor mit unbefangener Herzlichkeit und jener liebenswürdigen Anmuth, welche ein vielseitiger Verkehr einer schönen Frau verleiht. Doch wenn sie sich auch lebhaft über das anregende Gespräch mit dem geistvollen jungen Manne zu freuen schien, wenn sie sich auch anerkennend über sein Wesen äußerte und behauptete, der Professor habe von seinen vielen Meerfahrten eine Frische bewahrt, die in seiner Unterhaltung belebend und stärkend wirke wie Seelust — den überwältigenden Eindruck, welchen Erich gefürchtet, hatte sein Freund sichlich nicht gemacht. Auch in den nun folgenden Wochen, während deren Langhausen in der kleinen Villa vor dem Thore recht heimisch ward, mit Mathilde Duette sang, seine interessantesten Bekannten vorstellte und die Beiden auf die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung aufmerksam machte, blieb die wunde Stelle in Erich's Gemüth unberührt; eine heimliche dumpfe Angst blieb ihm wohl noch, aber der Schmerz schlummerte. Die Herbsttage waren hell und schön, der Professor und seine Freunde bei aller Bildung und allem Geiste von der heitersten Laune, und wenn einmal die Männer sich in zu ernste Diskussionen und zu gefährliche Streitfragen verwickeln wollten, so war die übermüthige Olga Gojen, die siebenzehnjährige Tochter des Medicinalrathes, welcher sich an Hartmann schnell angeschlossen, allezeit bereit, durch eine ihrer reizenden komischen Bemerkungen oder Fragen die Lache auf ihre Seite zu locken.

Eines Abends hatte sich die fröhliche Gesellschaft eben empfohlen, und Mathilde war am Flügel sitzen geblieben, um ihrem Gatten sein Lieblingslied zu singen, das er stets nur ganz allein hören wollte.

Sie sang so schön, der Wohlklang beute durch seine ganze Seele und ein tiefer Seufzer hob seine Brust, ein Seufzer des Vorwurfs, der Selbstanlage über das abscheuliche Mißtrauen, dessen er sich wieder schuldig gemacht.

„Was hast Du, Schatz,“ fragte Mathilde, als sie das Lied beendet, „mir war's, als hättest Du heute nicht so freundlich dreingeschaut wie sonst, wenn ich singe — worüber kannst Du seufzen?“

„Das Uebermaß des Glückes, Liebste! Du weißt ja, das Glück macht feig, und ich bin so feig, daß ich zittere vor jedem fallenden

Blatt, das mir eine neue Jahreszeit ankündigt, vor jedem Sonnenwechsel, der einen neuen Tag bringt, aus Bangigkeit, es könne sich etwas ändern an uns und an meinem Glück!“

Er wollte sein Weib an sich ziehen, um in einem Kusse stumm um Verzeihung zu stehen, daß er wieder einige Herzschnitte lang an ihr gezweifelt, da sah er plötzliche Blässe ihre Wangen decken, sah einen mitlidig-traurigen Zug um ihre Lippen, welche nun flüsteren: „Armer Erich!“

Von diesem Augenblicke an war's um seine Ruhe geschehen. Durch ihre Bieder, durch ihre Worte, durch ihre Küsse hörte er immer nur den wehmüthigen Klang: „Armer Erich!“ Er schreckte ihn auf aus den Träumen, er tönte wie dumpfes Echo durch alle seine Gedanken. Er war so reich, sie wußte es, überreich, wenn sie ihn liebte, wie konnte sie sagen: „Armer Erich,“ wenn nicht seine dunkle Ahnung sich erfüllt und sie an ihren Schwur am Hochzeitsmorgen hätte denken müssen!

Nach außen hin blieb das Leben unverändert; der Professor kam immer häufiger und Erich ließ seine Frau mit ihm allein, nach wie vor, wenn er zu arbeiten hatte; war er doch selbst eine viel zu vornehme Natur, um auch nur eine Sekunde lang die Treue seiner Frau zu bezweifeln und seinen Freund mit häßlichem Argwohn zu verdächtigen; nein, gemeines Mißtrauen kannte er nicht, er fürchtete nur, daß sein heißgeliebtes Weib nicht mehr glücklich sei. Sie war auch in der That stiller, ernster als vorher; sie lachte nicht mehr ganz so sorglos und schaute zuweilen ganz träumerisch empor, wie aus tiefem Nachdenken gerissen; ihn selbst aber traf manchmal, wenn sie ihn küßte oder ihm die dunklen Haare aus der Stirne strich, wie sie's so gerne that, ein bittender, trauriger Blick, der ihm wie Feuer auf dem Herzen brannte. Und dann — dann kam die furchtbare Gewißheit, daß seine Frau ein Geheimniß vor ihm habe; er sah ihre Versuche, zu sprechen, die Last, die sie drückte, sich vom Herzen wegzureden; er sah ihre Angst und Scheu, für die nächste Zukunft Pläne zu fassen, sich für das Fortgehen oder ein bleibendes Domizil in der Hauptstadt zu entscheiden! Wenn er sich allein wußte, dann stöhnte er auf vor Mitleid mit ihr, mit sich selbst. Gegen sie war er von unveränderter Güte und Milde, und wenn auch ein Schatten auf seinem Werke mit dem Jugendgenossen lag, wenn er auch dem Freunde zuweilen tief und forschend in die Augen sah, als wolle er auf dem Grunde seiner Seele lesen, so konnte doch Niemand die Qualen ahnen, die ihn bestürmten. Der Professor hatte eine mehrtägige Reise unternommen. Eines Morgens, während Erich mit seiner Frau beim Frühstück saß, brachte der Postbote einen Brief an Mathilde. Nicht mit Argwohn, nur mit der instinktiven Neugierde, welche die meisten Menschen für Adressen und ungeöffnete Schreiben besitzen, hatte er die Blicke nach dem großen, versiegelten Couvert gerichtet und war dabei den ängstlichen Augen seiner Gattin begegnet, welche dasselbe rasch in der Tasche barg, ohne es zu lesen, ohne mit einem Worte zu verathen, von wem es sei, wie sie sonst doch stets zu thun gewohnt war. Der dumpfe Schmerz in Erich's Seele wuchs von dem Augenblicke an mit Riesenschnelle; der Brief, welchen er selbst empfangen, zitterte in seiner Hand und er war nicht im Stande, die freudige Botschaft, welche derselbe enthielt, seiner Frau mitzutheilen; er hörte ja wieder von ihren Lippen jene schenen, gestammelten Worte, die ihm die Verzweiflung in's Herz jagten: „Euch — ich möchte — ich habe — laß Dir sagen!“ — O, dieser unselige Schwur, den er ihr abgenommen! Er konnte, er wollte es ja nicht hören von ihren eigenen Lippen, das furchtbare Bekenntniß: „Du hast Recht gehabt, lieber Freund, mein Herz schreit nach heißem Glück — verzeih!“ — Alles, alles, nur nicht mit solch' entsetzlicher Gewißheit, die keinem hoffnungsfrohen Zweifel mehr Raum ließ, von ihr selbst es sich sagen lassen! Die Furcht, die er vor der Enthüllung ihres „Geheimnisses“ hegte, mußte sich wohl in seinen Augen spiegeln, denn sie brach nach den kurzen Versuchen jedesmal wieder ab und versank in traurigen Nachdenken.

Den nächsten Tag, als er von einem weiten, einsamen Wege heimkam, traf er seine Frau mit rothgeweinten Augen; aber er frug nicht nach der Ursache ihrer Thränen.

Der Professor war von der Reise wieder zurückgekehrt; er hatte lange, ernste Unterredungen mit Mathilde.

Ein Schatten lastete jetzt über dem friedlichen Heim, grau wie der Herbsthimmel, der sich über die weite bräunliche Ebene vor den Fenstern breitete; dem Nebel gleich war er herangewallt, wie leiser Hauch zog er erst über das helle Blau, dann dichter und dichter, bis aller Sonnenschein verschwunden war und sein Druck den Athem hemmte.

Erich arbeitete nichts mehr, er ging trotz des Regens Stunden lang an dem Flusse oder in den verwüsten, mit welchem Laub bedeckten Anlagen, welche die Stadt umgaben, spazieren. Als er eines Abends mit den durchnässten Kleidern und der unruhigen Seele wieder in sein Haus trat, war Professor Langhausen im Wohnzimmer, das nur eine Glashüre von dem Korridor trennte. Erich wollte nicht horchen, aber die Stimmen im Gemache waren so laut, daß er sie hören mußte, und die Sprechenden sichtlich so erregt, daß sie seine lauten Schritte nicht vernommen hatten.

„Glauben Sie nun an meine Beständigkeit und Treue, gnädige Frau?“ fragte der Professor.

„Nun, die Prüfungszeit ist nicht sehr lang gewesen, lieber Herr

Odyffens, aber ich glaube an Ihre Liebe, und das ist doch die Hauptsache! Freilich, Sie wissen ja, liegt nicht an mir das entscheidende ‚Ja‘ oder ‚Nein‘, Sie müssen sich an die höhere Instanz wenden, doch Ihre Belohnung sollen Sie haben!“

Dem armen Erich hinter der Glashüre war's zu Muthe, als würde ihm sein Herz in tausend Stücke gerissen, als spielten Dämonen mit seinen heiligsten Empfindungen, als würde sein Glück von frechen Füßen zertreten! Einige Augenblicke lang packte ihn wilder Zorn, als müsse er mit den Fäusten die Glashüren in Splitter schlagen und vor die Beiden hintreten als Richter und Rächer mit der vollen Gewalt seines Rechtes.

Aber er war an Selbstbeherrschung gewöhnt; freilich Niemand sah es, wie er in sein Zimmer wankte, wie er sich, einem verwundeten Wilde gleich, im Dunkel barg und hier im Fieberwahnsinn kämpfte, litt und rang, während die süße Stimme seiner Gattin wie Sirenenklang um seine Sinne schwirrte und das heiße Stöhnen: „Unmöglich, unmöglich! Ich kann es nicht!“ seinem mit der Leidenschaft kämpfenden Herzen entlockte. Niemand sah's, wie er sein Schluchzen und Schreien in den Kissen barg, wie der Anglistschweiß ihm von der Stirne perlte, wie tödtliche Schauer durch seine Glieder zuckten. Niemand las



Angesessener Uhu vor einer Krähenhütte. (S. 24)

das Märtyrertum auf seinem Antlitz, als er ein paar Stunden später in das Wohnzimmer trat, seine Gattin auf die Stirne küßte und dem Freunde die Hand reichte.

„Du bleibst doch zum Abendbrod?“ Die eigene Stimme klang ihm seltsam fremd, war er es selbst, der hier sprach, war's nicht blos ein leerer Schall?

„Ich danke, ich habe bei Medicinalrath Gosen eine Einladung angenommen,“ sagte der Professor. Ein vielsagender Blick, den er mit Mathilde noch wechselte, dann hatte er sich verabschiedet und die Gatten blieben allein. Die junge Frau las in einem Roman, Erich blickte auf die Zeitungen, aber er nahm kein Wort von den politischen Nachrichten in sich auf. Der Abend war recht düster.

„Gute Nacht, Mathilde!“ sagte Erich endlich.

„Bleib noch ein wenig, Lieber,“ bat sie, „ich sehe Dich ohnehin den ganzen Tag so wenig, und ich möchte Dir endlich sagen — einmal muß es ja sein! — Du weißt —“

„Morgen, liebes Herz! Morgen!“ erwiderte er dumpf und der kalte Schauer lief wieder über seinen Körper. „Ich — will noch arbeiten!“

„Du bist heute so seltsam, Erich!“

„Nicht doch! Es ist nur der letzte Akt meiner Tragödie — nur

der letzte Akt! Er drückt mir auf den Kopf! Dann ist's ja zu Ende! Gute Nacht, mein Lieb!“

Er sah ihr lange, lange in das schöne Gesicht, dann drückte er sie fest an sich und ging.

Der Novembersturm tobte um das Haus, die Hunde heulten und die hohen Pappelbäume ächzten und knarrten. Mathilde setzte sich an's Klavier und ihre Hände glitten leise über die Tasten; sie wollte den Gatten nicht stören, wenn dieser letzte Akt ihm denn gar so sehr auf dem Herzen lag, sie wollte sich nur selber ein Wiegen- und Schlummerlied spielen, es war so einsam, so unheimlich kalt und öde in dem stillen Haus; der warme Sonnenschein Italiens, wo war er hin?

So klang wie ferne Sehnsuchtsklage die leise Musik hinaus in das Gemach der oberen Etage, in welchem Erich am Schreibtische saß und langsam, bei jedem Satze zögernd, einige Zeilen auf ein Blatt warf: Abschieds- und Dankesworte sollten es sein, aber sie sollten keine Anklage, keinen Vorwurf bergen — und doch! Mußte nicht jede Versicherung seiner Liebe ihr den Stachel der Reue in's Gewissen drücken, wenn das Opfer vollbracht war?

Endlich lag das Schreiben neben den wohlgeordneten Papieren, adressirt, versiegelt: „An Mathilde, meine theure Frau.“

Erich öffnete ein geheimes Schubfach des Sekretärs, nahm ein Kästchen mit Waffen heraus, wählte einen Revolver und lud ihn. Seine Hand zitterte nicht, er war ganz ruhig, ganz gefaßt. In diesem Augenblick schien es ihm, als habe er immer gewußt, daß diese Stunde kommen, daß er sein Blut würde mit seinem Leben bezahlen müssen.

Ein Blick, ein letzter Blick fiel auf das Bild der Geliebten, das über dem Schreibtisch hing. O Gott, es war doch sehr, sehr bitter, Abschied zu nehmen vom Dasein, wenn es so schön gewesen! Wie leicht hatte es ihm einmal geschienen, es wegzuworfen, damals, da es ihm so bettelarm dünkte! Und nun! Wenn er an all' die Bonne dachte, die er vergessen mußte in dem Schlaf ohne Träume, an all' die Seligkeit, von welcher nicht einmal die schmerzliche Erinnerung ihm verbleiben sollte! Hier würde sie stehen am nächsten Morgen, die schönen Augen auf den Brief geheftet, die langen Haare, die er so gerne geküßt, über den weißen Schultern gelöst, hier würde sie niedersinken und die Abschiedsworte lesen und in dem Gedanken an den Mann, der sie mehr geliebt als sich selbst, der sie geliebt bis in den Tod — ihr eigenes Herz und seine neuen Wünsche ganz vergessen! Nicht für immer — doch für diese Stunde gewiß! Und sie würde weinen, weinen um ihn! — Noch einmal brach er zusammen in fassungslosen Schmerzen. —

Die Musik war verstummt, tiefe Nacht Ruhe im ganzen Hause, nur der Wind heulte; um so besser konnte er unbemerkt die Thüre öffnen und fortschleichen. Denn nicht hier sollte es geschehen, nicht ein entsetzlicher Anblick sich unbeschbar in das Gemüth des Weibes prägen, das ihn selig gemacht zwei volle Jahre lang.

Er öffnete leise die Thüre und trat auf den Teppich, der den Korridor bedeckte; die Thüre knarrte ein wenig, und er erschraf wie ein Dieb. Schon war er im Finstern bis an die Stiege getappt, nichts regte sich; an der Glasthüre, derselben Glasthüre, an welcher er heute sein Urtheil vernommen, mußte er vorüber, auch hier war's finster.

Der Hund murrte, als er das Hofthor öffnete. Er rief ihn leise beim Namen und legte ihn an die Kette; der Hund sollte nicht seiner

Spur folgen und ihn verrathen können. Dann trat er in den Garten der sich weit hinauszog bis an die angrenzenden freien Felder, dort, unten wollte er das Gitterthor aufsperrn und in der Ebene weiterirren, gleichviel wohin, nur an ein einsames Ufer am Flusse, der, wenn die That geschehen, ihn weitertragen, die furchtbare Erinnerung aus



Grabmal Canova's in S. Maria dei Frari in Venedig. (S. 24)

ihrem Leben fortspülen sollte.

Doch klang nicht plötzlich durch das Rechen der Bäume, durch das Sausen des Sturmes der laute Ruf: „Erich, Erich!“ flatterte dort nicht ein weißes Gewand durch die entlaubten Büsche?

(Fortsetzung folgt.)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Die Jagd auf Raubvögel mittelst der Krähenhütte.** (Mit Bild auf Seite 22.) — Sobald ein Uhu, der ja ein vollkommener Nachtvogel ist, sich bei Tage blicken läßt, stoßen alle Jagdvögel und namentlich alle Tagraubvögel auf ihn los, um ihn zu rupfen und zu beschädigen; es gibt daher kein besseres Mittel, um Krähen, Falken, Habichte, Sperber, Weihen und alle Arten von Raubvögeln zu Schutz zu bringen, als wenn man einen lebenden Uhu bei einer sogenannten Krähenhütte anseßelt und damit die Raubvögel herbeilockt. Man errichtet eine solche Hütte meist auf einem freien Blase am Waldsaum oder auf dem Felde aus Baumzweigen oder alten Brettern, und 10 bis 12 Schritte davon wird der Uhu auf einem Kreuzholze angehängt. Will man nun Raubvögel schießen, so muß man Morgens mit Tagesanbruch den Uhu aufstellen und sich dann in der Hütte verbergen. Wenn dann die Raubvögel beim Ausfliegen die Eule sehen, erheben sie alsbald ein lautes Geschrei, das noch mehrere von ihnen herbeilockt. Meist kommen die vorwichtigen Krähen zuerst und stechen auf den Uhu los; sobald der in der Hütte versteckte Jäger eine oder mehrere derselben heruntergeschossen hat, wie auf Seite 22 dargestellt, locken sie durch ihr Geschrei meist auch noch Weihen, Sperber, Bussarde herbei, und selbst der sonst so schlaue und scheue Habicht läßt sich auf diese Weise am besten bekommen.

**Das Grabmal Canova's in der Kirche S. Maria dei Frari in Venedig.** (Mit Bild auf Seite 23.) — Antonio Canova, einer der größten neueren Bildhauer (geb. am 1. November 1757 zu Possagno) starb am 13. August 1822 zu Venedig, wo seine Schüler ihm in der Kirche S. Maria dei Frari ein seiner würdiges Grabdenkmal errichtet haben, von dem wir auf Seite 23 eine Ansicht geben. Sie benutzten dazu mit einigen Modifikationen ein Denkmal, das Canova selbst früher für Tizian entworfen hatte, das aber nicht zur Ausführung gekommen war. Das 1827 vollendete Grabdenkmal erinnert in Grundgedanken lebhaft an Canova's Grabdenkmal der Herzogin von Sachsen-Teichen in der Augustinerkirche zu Wien und hat ebenfalls die Gestalt einer Pyramide, an welcher drei Stufen zum Eingang der Gruft emporführen. Die Figuren stellen die bildenden Künste dar, wie sie geleitet von Genien zu der Gruft des großen Meisters wallen, um ihrem Andenken Thränen zu weihen und Blumen zu streuen. Links vom Eingang der Gruft ruht der venetianische gestülpte Löwe und daneben sitzt der Todesengel mit der erlöschenden Fadel. Rechts am Eingang tritt die Bildhauerei mit der Urne heran, gefolgt von einem Genius und den Figuren der Malerei und der Baukunst, während zwei weitere Genien den Zug begleiten. Diese Figuren sind lauter Werke von Schülern Canova's und bilden in ihrer Gesamtheit ein Werk von seltenem Adel und hoher Schönheit, eines solchen Meisters würdig.

**Bündige Entscheidung.** — Unter Kaiser Joseph II. war eine französische Schauspielertruppe in Wien engagiert und gab dort, da die Mitglieder meist sehr tüchtige Kräfte waren, gut besuchte Vorstellungen. Als der Hof nach Schönbrunn überfiedelte, mußte die Truppe auch dorthin folgen und wurde, so gut es die Räumlichkeiten nur immer gestatteten, logiert und bestens versorgt. Dennoch fühlten sich die Herren Franzosen daselbst nicht hinlänglich geehrt, hatten bald über dies, bald über jenes zu klagen und kritisierten namentlich die — übrigens sehr gute — Tafel in einer äußerst anmaßenden Weise, so daß die Hofbeamten mit ihnen ihre schwere Plage hatten. Eines Tages sollte Vorstellung im Gartentheater sein und der Gesellschaft wurde, damit sie näher zur Hand sei, sobald der Hof gespeist haben würde, in einer anstoßenden Gallerie servirt. Bei dieser Gelegenheit erbosten sich die anmaßenden Franzosen wieder über den ihnen vorgelegten Wein, als nicht gut genug für Künstler wie sie, und als nach Aufhebung der kaiserlichen Tafel der Monarch an der geöffneten Flügelthüre der Gallerie vorüberging, hatte einer der Schauspieler die Frechheit, aufzuspringen und dem Kaiser mit gefülltem Glase zu folgen. Als er ihn erreicht hatte, pflanzte er sich vor ihm auf und sprach schnarrenden Tones: „Eure Majestät sehen hier ein Glas von dem Zeuge, das Ihr Haushofmeister uns für Wein gibt. Es soll Burgunder sein; aber kosten Eure Majestät nur, Sie werden finden, daß man dergleichen nicht trinken kann!“ — Der Kaiser sah den unverschämten Sprecher mit einem durchdringenden Blick an, nahm das Glas und kostete ganz gelassen den Wein. — „Ich dachte, er wäre sehr gut,“ sprach er dann lächelnd; „wenigstens gut genug für mich! Aber freilich für Sie und Ihre Gesellschaft mag er nicht sein genug sein. Gehen Sie also, ihn an der Quelle selbst besser aufzusuchen!“ Und zum Oberkammerherrn gewendet befahl er, noch immer lächelnd, zu sorgen, daß „diese Leute da binnen 24 Stunden Wien und weiter, ohne den geringsten Aufenthalt, die kaiserlichen Staaten verlassen.“ Sprach's und wandte dem niedergeschmeiterten Unverschämten den Rücken. [R. 3.]

**Das Reiten zu Zweien auf einem Pferde** war ehemals, und zwar nicht aus Mangel an der notwendigen Zahl von Pferden, sondern auch aus anderen Gründen Sitte. Der vordere Reiter saß dabei gewöhnlich rittlings, der hintere quer. Auch in Deutschland war dieser Gebrauch vertreten, wie ja schon dafür das Symbol des deutschen Ordens, gleich dem Siegel der Templer,

in zwei auf einem Pferde mit einander reitenden Rittern bestehend, zum Zeichen, daß die Ordensbrüder Alles mit einander theilen sollten, spricht. Auch komische Sagen bestätigen diese Sitte, z. B. die vom Bürgermeister und Amtmann von Schöppenstedt. Diese Beiden besaßen aus Sparsamkeitsrücksichten nur ein Pferd, und als sie einst gleichzeitig nach Braunschweig reiten sollten, stieg der Bürgermeister — sie waren zu wohlbeleibt, um Beide auf dem Rücken des Pferdes Platz zu finden — mit dem rechten, der Amtmann mit dem linken Fuß in den Steigbügel, gaben sich über's Pferd die Hände und ritten so nach Braunschweig, wobei sie doch die Genugthuung hatten, daß Jedem nur ein Stiefel schmutzig wurde.

**Unterhaltungen einiger Fürsten.** — Fürsten haben oft wunderliche Passionen. Der römische Kaiser Domitian z. B. liebte es, Fliegen tod zu schlagen, und Kaiser Nero zeigte sich gern bei den Spielen als Kosselenfer und ließ sich selbst dann als Sieger krönen, wenn er aus dem Wagen gefallen war. König Ludwig XIII. von Frankreich wollte als der beste Koch in seinem Reiche gelten und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, wenn seine Köstlinge die Gerichte gierig verschlangen, die er zusammengequirlt hatte. Sein Vorfahr, Ludwig XI., suchte sich auf seine alten Tage ein anderes Vergnügen zu verschaffen: das Schauspiel einer Mäusejagd. Eine Menge Mäuse mußten eingefangen und in einen Saal geschafft werden, in den nun die Jagdhunde des Königs gelassen wurden. Mit leuchtenden Augen blickte dann, wenn die Hunde die Mäuse todibissen, der alte König auf das widerliche Schauspiel und ergöhte sich an der Todesangst der gebeizten kleinen Thiere.

**Berühmte Auskunft.** — In einer größeren Garnison Ungarns war es üblich, daß der wachhabende Offizier zur Tafel des kommandirenden Generals gezogen wurde. Einmal traf diese Ehre einen eben zum Kornet avancirten jungen Kroaten. Der neugebadene Herr Kornet ließ sich's trefflich schmecken; er aß und trank aber nicht nur übermäßig, sondern auch auf eine höchst unmanierliche Weise. Er beschmutzte Alles um sich her, und laute und schmatzte so laut, daß man versucht war an die Nähe gewisser Küffelthiere zu glauben. Schließlich goß er auch noch ein Glas mit Rothwein aus. Der General, der schon mehrere Male über das Betragen des Kornets mißfällig das Haupt geschüttelt hatte, verlor jetzt die Geduld und fragte den jungen Mann in spöttischem Tone, aus welchem Kronlande er stamme? „Excellenz, ich bin von der Sau (Sau = Saosfluß) zu Hause!“ antwortete der Kornet mit vollem Munde. — „So, so!“ erwiderte der General unter dem allgemeinen Gelächter der Tischgesellschaft, „nun, dann bin ich beruhigt!“

**Persischer Durst.** — Auf seiner europäischen Rundreise im Jahre 1873 kam der Schah von Persien auch nach Wiesbaden. Unter den zu seiner Aufwartung befohlenen Personen des kaiserlichen Hofstaates war die von der persischen Dienerschaft umworbene Persönlichkeit der kaiserliche Kellermeister Grund. Sowie derselbe sich blicken ließ, umringten ihn die Perser mit dem schnell erlernten Rufe: „Schluck! Schluck!“ Und da die Diener des „Königs aller Könige“ in der That ausgepöchte Kehlen hatten, so erwarben sie sich bei den preussischen Lakaien bald den Titel der „Stiefelbrüder“. Grund mußte denn auch manchen Cognac und Rum spendiren, um die aufdringlichen Kunden los zu werden, die ihm regelmäßig in den Keller stürmten, sobald sie seine Anwesenheit in demselben bemerkten. Nun hatte es sich eines Tages ereignet, daß das Tintenfaß im Weinlager zerbrochen worden war, und man hatte in der Eile Tinte in ein Weinglas gegossen. Grund hatte einige Minuten außerhalb des Kellers zu thun, und als er zurückkehrte, begegnete ihm ein fürchterlich auspunderender persischer Sonnensohn. Der edle Stiefelbrüder hatte dem Kellermeister die Tinte ausgetrunken! [R.]



Sparsamkeit.

A.: Ei, ei, was machst Du denn da?  
B.: O, es ist mir eben mein Haardögläs auf den Boden gefallen, und bei diesen schlechten Zeiten darf man doch nichts umkommen lassen.

**Räthsel I.**

Aus Stromes Fluthen stamm' ich, bin eine edle Speis'.  
Ein Zeichen vor, so tön' ich zu Gottes Ehr' und Preis.

[R. Frank]

Auflösung folgt in Nr. 7.

**II.**

Der Lehrer spricht: „Wie häßlich hältst Du das erste Paar! Unkundig Du — 's ist gräßlich — Des zweiten bist fürwahr!“

Ich rath' Dir, sei vernünftig, werd' fleißig und gib Acht, sonst wird das Ganze lässig Nicht viel mit Dir gemacht!“

Auflösung folgt in Nr. 7.

\* F. Müller-Saalfeld.

Auflösungen von Nr. 5:

der Charade: Hoffart;  
des Bilder-Räthsels: Auch in der Ede muß es rein sein.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlein in Stuttgart.